ESSAY · GLAUBE & GESELLSCHAFT

Das Etikett und der Inhalt

Warum christliche Sprache noch kein christliches Handeln ist

Uli Falk · 20. September 2026 · ca. 7 Minuten Lesezeit

Parteien wollen Mehrheiten, und das ist nicht verwerflich. Es ist tatsächlich ihr Handwerk. Wer Mehrheiten will, muss Gruppen ansprechen. Christen sind zwar nicht mehr so viele wie früher, aber immer noch eine Gruppe, die man gern hinter sich weiß. Dass Parteien um uns werben, ist also legitim, und ich würde es ihnen auch gar nicht vorwerfen.

Schwierig wird es, wenn das Werben bei der Verpackung stehen bleibt. Ein Kreuz auf dem Plakat, ein Bibelvers in der Rede, ein Auftritt beim Erntedankgottesdienst mit Kamera, und schon steht „christlich“ drauf. Das kostet wenig und wirkt, eben weil wir für unsere eigene Sprache empfänglich sind. Es ist ein bisschen wie im Supermarkt, wo man bei „Bio“ nicht mehr umdreht, was hinten steht. (Das Bild hinkt an der Stelle, wo Bio wenigstens jemand prüft. Beim Christlichen prüft niemand außer uns.)

Ganz praktisch erlebe ich das immer wieder, zum Beispiel beim Gemeindejubiläum. Der Bürgermeister kommt in den Gottesdienst und hält eine freundliche Rede, und die Gemeinde freut sich, zu Recht. Es ist zunächst einmal positiv, wenn jemand mit öffentlichem Amt Wertschätzung zeigt, und man muss dem auch nicht mit Argwohn begegnen. Man sollte aber nicht vergessen, dass so ein Besuch selten nur aus Zuneigung geschieht. Oft steckt auch der Wunsch dahinter, die Gemeinde für sich zu gewinnen, im Sinne von auf die eigene politische Seite zu ziehen. Beides kann gleichzeitig stimmen, und das ist eben der Punkt: Der Mensch kann die Gemeinde ehrlich schätzen und trotzdem die Stimmen im Blick haben. Deshalb gehört zur Freude immer eine Restskepsis. Das ist kein Misstrauen, sondern das, was Jesus meint, wenn er sagt, wir sollen klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben (Mt 10,16), und zwar beides zugleich. Ein einfacher Test hilft: Ist derselbe Mensch auch im Jahr dazwischen da, ohne Kamera, ohne Wahltermin, und dann, wenn die Gemeinde etwas braucht statt etwas zu bieten? Für die Gemeinde heißt das ganz konkret, Gäste aus der Politik nach denselben Regeln einzuladen, egal von welcher Seite sie kommen, und vorher zu klären, wie viel Raum sie im Gottesdienst bekommen. Wer das für alle gleich handhabt, muss sich hinterher weder rechtfertigen noch verbiegen.

© 2026 Uli Falk · www.im-glauben-leben.com

Jesus kannte das Problem. Nicht jeder, der Herr, Herr sagt, wird ins Himmelreich kommen (Mt 7,21), und wenige Verse davor steht der Maßstab: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Mt 7,16). Paulus schreibt von Menschen, die den Schein von Frömmigkeit haben, deren Kraft aber verleugnen (2 Tim 3,5). Das Etikett war also nie das Kriterium, und die Frucht braucht Zeit. Deshalb reicht es nicht, einen Wahlkampf zu beobachten. Man muss schauen, was über Jahre tatsächlich geschehen ist: wie mit Schwachen umgegangen wird, mit Ungeborenen und Alten, mit Fremden, mit der Wahrheit, mit gegebenen Zusagen. Wer christliche Worte gebraucht und dabei offensichtlich und wiederholt die Unwahrheit sagt, hat das Etikett verstanden, aber nicht den Inhalt.

Was mich dabei immer wieder aufs Tiefste irritiert, ist eine Beobachtung: Bei keiner anderen Gruppe sind wir so bereit hinzunehmen, dass jemand etwas anderes tut, als er vorher gesagt hat, wie bei Politikern. Einem Handwerker, der Termin und Preis zusagt und dann etwas anderes liefert, würden wir zu Recht kündigen. Einem Freund, der ständig anders handelt als redet, würden wir irgendwann nicht mehr glauben. Nur beim Politiker zucken wir mit den Schultern, Wahlkampf sei eben Wahlkampf. Aus dem gebrochenen Wort ist eine Normalität geworden, und Normalität schützt vor Empörung.

Für einen Christen kann das nicht gelten. Eure Rede sei Ja, ja, nein, nein (Mt 5,37), sagt Jesus, und im Psalm wird der gelobt, der schwört und es hält, auch wenn es ihm schadet (Ps 15,4). Das Wort gilt eben nicht nur, solange es bequem ist. (Es geht dabei nicht um jede Kurskorrektur. Wer nach neuer Einsicht offen sagt, dass er sich geirrt hat, und dazu steht, handelt anders als jemand, der das Gegenteil tut und so auftritt, als wäre nichts gewesen.) Wer den Maßstab bei Politikern fallen lässt, hat vielleicht Realismus gewonnen, aber tatsächlich etwas verloren, und letztendlich bekommt man die Verlässlichkeit, die man einfordert. Das christliche Etikett ist dann nur der Sonderfall eines Wortes, das nichts kostet, weil niemand nachfragt.

Umgekehrt gilt es genauso. Es gibt Parteien, die christliches Vokabular meiden und in einzelnen Fragen mehr davon tragen als manche, die es im Munde führen. Das Fehlen des Etiketts ist also kein Urteil, und das Vorhandensein ist auch keins. Beides ist Oberfläche. Keine Partei ist je ganz deckungsgleich mit dem Evangelium, aber es gibt eben Unterschiede im Grad, und die erkennt nur, wer genau hinschaut.

Und man darf sich als Christ nicht darüber wundern, dass es hier immer wieder zu Spannungen kommt. Eine Gesellschaft, die sich weitestgehend an der Mehrheitsmeinung orientiert, und ein Mensch, der sich bewusst an göttlicher Wahrheit ausrichten und sie nach bestem Wissen und Gewissen leben will, haben zwei unterschiedliche Motivationspunkte. Die Mehrheit fragt, was die meisten wollen, und der Christ fragt, was Gott will. Beide Fragen können zwar

© 2026 Uli Falk · www.im-glauben-leben.com

zur selben Antwort führen, aber sie müssen es nicht, und ziemlich oft tun sie es eben auch nicht.

Was uns dabei so zu schaffen macht, ist weniger der Streit in der Sache als das Dazugehören. Wir sind soziale Wesen, und Widerspruch kostet. Es kostet Sympathie, manchmal Freundschaften, im Beruf und in der Familie gelegentlich noch mehr. Israel wollte schon damals einen König, wie ihn alle Völker haben (1 Sam 8,5), und dahinter stand nicht Bosheit, sondern der schlichte Wunsch, nicht länger aus der Reihe zu tanzen. Elia stellt das Volk vor die Frage, wie lange es noch auf beiden Seiten hinken wolle (1 Kön 18,21). Genau so fühlt sich die Spannung an, wie ein Hinken, bei dem man sich fragt, ob man nicht einfach auf eine Seite treten sollte, damit es aufhört. Und an dieser Stelle kommt das Etikett ins Spiel. Es verspricht, dass Zugehörigkeit und Überzeugung wieder zusammenfallen, dass man zur Mehrheit gehören und trotzdem Christ sein kann, ohne dass es etwas kostet. Wer Mehrheiten sucht, muss Anschluss suchen, und ein vertrautes Wort ist dafür billiger als eine echte Position. Das Angebot ist also nicht nur geschickt, sondern trifft eine tatsächliche Sehnsucht.

Der Preis ist die Unterscheidungsfähigkeit. Wer die Spannung auflöst, indem er das Wort für die Sache nimmt, hat Ruhe, aber er hat aufgehört zu prüfen. Umgekehrt gibt es die Falle, aus dem Anderssein einen Beweis zu machen, als wäre etwas schon deshalb wahr, weil nur wenige es sagen. Jesus hat gesagt, die Welt würde das Ihre lieben, wenn wir von der Welt wären (Joh 15,19), aber er hat nicht gesagt, dass jeder, den die Welt nicht liebt, damit im Recht ist. Die Mehrheit ist kein Wahrheitskriterium, und die Minderheit ist es auch nicht. (Das ist übrigens kein Angriff auf die Demokratie, denn die Mehrheit entscheidet zu Recht, wer regiert. Sie entscheidet nur nicht, was wahr ist.) Vielleicht ist es mit der Spannung so wie bei einer Saite: Ohne sie gibt es keinen Ton, und zu viel davon reißt sie. Wie man das Maß findet, weiß ich nicht in jedem Fall, aber ich weiß, dass man es nicht findet, wenn man die Saite locker lässt.

Die Beröer haben nicht einmal Paulus auf Zuruf geglaubt, sondern täglich in der Schrift geforscht, ob es sich so verhielte, und das wird ihnen ausdrücklich als edel angerechnet (Apg 17,11). Prüfen ist also kein Misstrauen, sondern Christenpflicht. Und vielleicht auch Selbstkritik, denn wir lassen uns gern schmeicheln, wenn endlich einmal jemand unsere Sprache spricht. Das ist menschlich, aber letztendlich genau die Stelle, an der man sich schnell blenden lässt.

Die Frage lautet nicht, wer christlich klingt. Sie lautet, wer christlich handelt, wenn es etwas kostet.

© 2026 Uli Falk · www.im-glauben-leben.com